

Das Wiedersehen

Autor(en): **Munk, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 21

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D A S W I E D E R S E H E N

Erst als Franziska gestorben war, legte sich Peter von der vollkommenen Einsamkeit Rechenschaft ab, die ihn nun umgab. Solange er sie, noch so entfernt, an einem Ort wusste, der nicht ausserhalb der Welt war, und den er ja bei den Möglichkeiten des heutigen Verkehrs mit dem Flugzeug verhältnismässig schnell erreichen konnte, ertrug er eine Umgebung leicht, die sich nicht weiter um ihn kümmerte, sobald er seine Arbeitsstätte verlassen hatte. Er schrieb nicht einmal häufig an die auf der anderen Seite des Ozeans Lebende, er wusste sich ihr verbunden, und auch sie mochte ja wohl trotz Heim, Gatten und Kinder fühlen, dass es der Bruder war, der sie als einziger restlos begriff, und der ihre war. Der Mann, den sie vor zwanzig Jahren geheiratet, und den Peter nie gesehen, sandte einen nichtssagenden Brief mit der Todesnachricht — für ihn war der «Amerikaner» kaum mehr als jener geheimnisvolle Erbonkel, von dem man in Gschichtlibüchern las. So wusste der Bruder fast nichts über den Krankheitsverlauf oder ihre letzten Wünsche, und in seinem Charakter ruhte es denn auch, dass er kurz antwortete, ohne Einzelheiten zu erbitten. Je weniger er erfuhr, um so mehr konnte er sich der Einbildung hingeben, sie lebe noch — oder zu mindesten konnte er sie im Gedächtnis erhalten, wie er sie zum letzten Male erblickt, da sie ihn vor Ausbruch des Weltkrieges in Chicago besuchte. Sie war so schön und jung, dass man ihr gewiss nicht fünf Geburten glaubte, und wenn sie auch in ordentlichen Verhältnissen war, gab es viel zu tun und zu schaffen — es wäre nur natürlich gewesen, dass sich das im Gesicht, in der Gestalt oder im Gang ausgedrückt hätte. Peter zeigte sich überall mit ihr, wo man ihn kannte, und es konnte nicht ausbleiben, dass man die Fremde für seine Herzensdame nahm. Er erzählte niemand, dass sie seine Schwester war und machte sie auch mit keinem bekannt. Er fuhr viel mit ihr herum, zeigte ihr seine grossen Büros und Werkshäuser, und sie erfuhr

soviel von seiner Tätigkeit, dass sie nicht merkte, dass er gar kein Privatleben besass. Beim Abschied küsstest sie sich, wie es immer üblich zwischen ihnen gewesen war, und sie sagte: «Ich bin stolz auf meinen erfolgreichen Bruder — was sind wir kleinen Leute in unserem Dorf am Zürichsee? Gott hält dich in seiner Hut, das ist offensichtlich.» Und dann lächelte sie ihm zu und wagte den Satz: «Wann wirst du denn eine Hausfrau in deine Villa führen?» Die Entgegnung wartete sie nicht ab, denn sie dachte sich, wenn er schon eine hat, sagt er es mir früh genug, und wenn er noch nicht wählte, will ich ihm nicht weh tun. Nur zeigen darf ich ihm, dass ich ihn gern vermählt sähe. — Und nun war sie dahingegangen, ohne dass eine andere, ihm noch näher Verbundene Trost zusprechen konnte — oder war es überhaupt unmöglich, dass er jemals einer näher verbunden sein würde als ihr, Franziska?

Die dumpfe Betäubung wich dem Begreifen des Alleinseins. Es war ein schreckliches Alleinsein. Die Eltern waren so jung gestorben, dass er sich ihrer fast nicht erinnerte, der Vormund war ein lächerlich Gleichgültiger gewesen. Die Kameraden kümmerten sich nicht viel um den Sonderbaren, der sich ganz unbegreiflicher Weise für alte Kostüme und Trachten der Historie interessierte. Er stöberte in Gewänderkunden und Museen geschichtlicher Kleidungen, und eines Tages wurde ihm das Land zu eng, und er zog über das Meer in die Neue Welt, wo er heute ein Spezialist auf dem Gebiete der Trachtenwissenschaft war, der längst verschollene Ueberwürfe und Rüstungen, Hauben und Röcke herzustellen gebeten wurde — nicht nur von Theatern und Veranstaltern, sondern von den bedeutendsten Wissenschaftern und Sachkundigen. Auch Franziska verstand davon nichts. Indes begriff sie und erklärte es ihm auch, dass er die Gegenwart nicht liebte, ihre Geschmacklosigkeit und Hast, ihr Vergessen und Vorwärtserennen, und dass er es noch eher in einem Land aushielt, das selber ganz jung und neu war, als in einem, dessen altherwürdige Tradition durch überstürztes «Anpassen» an das Moderne sich der Gefahr völligen Verlustes aussetzte.

Vielleicht deshalb wünschte er die Schwester am liebsten in ihrer Zürcher Tracht zu sehen, die ihr übrigens ausgezeichnet stand und etwas Würdighoheitsvolles verlieh, etwas Rückwärtsweisendes, wie Peter es gern hatte. Der Schwager, der ein tüchtiger Kaufmann aus dem Bernbiet war, widersprach seiner Frau nie — und so liess er ihr auch

das Vergnügen, oft in Tracht herumzuspazieren: damit fühlte sich Franziska dem Bruder näher.

Die Einsamkeit wurde so drohend und beängstigend, dass Peter nach ein paar Monaten es nicht mehr ertrug. Er konnte nicht mehr arbeiten und kaum noch Menschen sehen, die ihm nichts bedeuteten, und die ihn mit leeren Augen anstarrten. Am Abend sass er ganz allein in der riesigen Glashalle mit dem Blick auf den mauerumschlossenen Park, in dem sich niemand befand. Die Angestellten waren in ihren Räumen, und er hätte tot umfallen können, ohne dass man es so bald bemerkt hätte. Es war so still, dass er sich fürchtete, und nichts — nichts ereignete sich, ihn aus dieser Verlassenheit zu reissen. Am Tage war dies alles noch zu umgehen, denn er strich durch seine Magazine und Sammlungen, wo sich ja auch Näherinnen und Zeichner, Bühnenbildner und Dekorateure aufhielten. Doch nach Geschäftsschluss eilten sie alle nach Hause — und da zog er es noch vor, in der Wohnung auf die Möglichkeit eines Besuches zu lauern als in den leeren, nur mit Stoff und Modepuppen bevölkerten Räumen umherzuirren. Eines Mitternachts kam ihm der Gedanke, ob er nicht vielleicht in seine Heimat zurückfahren solle und sich der Familie der Verstorbenen nähern könne. Er versprach sich freilich nichts Rechtes davon, denn sie war ihm ja vollständig unbekannt. Aber mochten sich nicht in den Kindern Züge der Schwester wiederfinden? Es waren zwei Töchter da, von denen die älteste ungefähr vierzehn Jahre zählte.

Ehe er sich entschloss, die Reise anzutreten, vergingen noch einige Wochen — und diese dünkten ihm lange nicht so trostlos wie die vorhergegangenen. Denn in all den finsternen Stunden durfte er immerhin dies und das überlegen, nicht — wie er die Fahrt veranstaltete (das liess ihn gleichgültig), doch wie er in das Dorf, das Haus zu treten habe, in dem seine Schwester immer gelebt und er selber auch die ersten zwanzig Jahre seines Daseins. Franziska hatte, wie sie ihm erzählte, nichts an Einrichtung und dem Aeusseren des Gebäudes geändert, man hatte eine oder die die andere technische Neuerung hinzugefügt, aber der Aspekt war durchaus der gleiche. Wäre es da nicht immerhin denkbar, dass auch Seline, so hiess die älteste Tochter nach einer Grossmutter, beinahe ihre Mutter darstellte, wie sie einmal gewesen war? Das war eine unausgesprochene Hoffnung Peters — und sie sollte die erste, bittere Enttäuschung zeitigen. Denn die Kleine sah nicht nur ganz an-

ders aus als Franziska, denn sie schlug nach ihrem Vater — sie war auch im Wesen ein dreistes, aber nicht unsympathisches Geschöpf, das die grässlichen Schlagworte der Zürcher Jugend im Munde trug und für die letzten Errungenschaften des Sports schwärmte, wie auch ihre jüngere Schwester und überhaupt die ganze Familie. Es waren gesunde, derbe Menschen ohne viel Ueberlegung und Herz, gutmütig und nett, dem fremden Onkel so entgegenkommend wie es ihrer Art nur möglich war, und überzeugt, sie täten ihr Bestes, ihm das Leben angenehm zu machen. Das erste, was der Schwager nach dem Verlust unternommen, war eine Renovierung des Hauses gewesen, wozu er sich halbwegs für berechtigt hielt, obwohl er keinesfalls der Alleinerbe war. Doch stellte er sich den «Amerikaner» begreiflicherweise als einen «hochmodernen» Mann vor, der seinen Neuerungen gewiss zustimmte. Peter schwieg denn auch, da nichts mehr zu retten war, und wenn er auf die Nichten und Neffen blickte, die vom Motorrad oder aus dem Fussballklub kamen, schien es ihm schwer realisierbar, dass dies nun Franziskas Kinder sein sollten. Von ihr war nichts mehr übrig geblieben. Sie war nun über ein Jahr tot, und das hatte genügt, jede sichtbare Erinnerung von ihr im Haushalt auszutilgen. Ja, einmal deutete der Schwager an, er müsse sich eigentlich nach einem Ersatz umsehen, da er mit Angestellten allein nicht wirtschaften konnte noch wollte. Wäre es nicht eben Franziskas Mann gewesen, so hätte sich Peter wahrscheinlich ganz gut mit ihm verstanden, das heisst: so gut wie mit den Leuten von Chicago, mit denen er freundlich sprach, ohne etwas für sie zu empfinden. So jedoch war ihm alles fürchterlich, und er sehnte sich fast nach der Einsamkeit in seiner Riesenvilla in Amerika zurück. Dort war ihm Franziska doch noch irgendwie näher!

Nur gezwungenermassen gab er am 31. Juli seine Einwilligung dazu, mit den Kindern auf den Zürichberg zu gehen, wenn morgen auf den umliegenden Erhebungen die Freudenfeuer aufleuchten würden. Sie wollten am 1. August Schiffli fahren und dann an der Bürkliplatzbrücke landen, um zum Abend zu essen. Von dort wollte man dann gegen neun Uhr oberhalb der Freudenberg- oder Susenbergstrasse zum gegenüberliegenden Ufer und nach überhaupt allen Richtungen blicken, denn zum Schluss konnte man noch eine Erfrischung in einem Gartenlokal nehmen, ehe man mit der Bahn von Stadelhofen aus wieder zurückfuhr. So wurde der Schlachtplan entworfen, den

Peter stillschweigend genehmigte. Er war halb und halb entschlossen, die Schweiz sobald wie möglich wieder zu verlassen, das hing von dem Platz im Flugzeug ab. Er fand es übertrieben sentimental von den Kindern, einen Brauch noch hochzuhalten, bei dem sie sich sicher nichts Bestimmtes mehr dachten, es war das reine Vergnügen eines abendlichen Ausfluges. Am liebsten hätte er sich irgendwo versteckt gehalten, bis sie ohne ihn gingen, denn offensichtlich lag ihnen auch nichts an seinem Mitkommen. Am Ende fand er sich aber ein, denn auch das war ohne Bedeutung.

Als die Flammenzeichen sich ausbreiteten, machte auch das ihm keinerlei Eindruck. Auf einmal aber sah er Franziska! Sie stand ganz dicht neben ihm in der von ihm so geliebten Tracht und war genau so jung und schön wie beim Abschied in Chicago, ja wohl noch schöner, von innen her strahlend. Er dachte, dies müsse wohl der letzte Moment seines Lebens sein, er wünschte es, denn er fürchtete, wenn sie nun verschwände, wäre der Schmerz zu entsetzlich: denn er war sich vollkommen darüber im klaren, dass das ganze seiner Phantasie entsprang. Nicht darauf vorbereitet aber war er, dass die Schwester den Mund öffnete und ihn anredete, und zwar so lieb und gütig, dass ihm fast das Herz darüber brach. «Dies ist doch wohl der einzige Augenblick, wo ich passenderweise neben dich treten darf», sagte sie. «Weisst du noch, wie wir als Kinder hierher liefen und Hand in Hand an unser Land, an unsere Eltern und an die Vergangenheit dachten? Alle drei war eins und auch die Zukunft war es, und das spiegelte sich in den Feuern da vor uns, die keine gewöhnlichen Flammen waren, sondern in unserer Seele brannten. Und dort sollten sie ja immer brennen, das dachten wir auch, und wir wussten, dass sie in dem Ueberlebenden glühen würden, wenn einer von uns beiden schon dahingegangen war.»

«Gewiss erinnere ich mich an all das», erwiderte Peter, «aber ist es denn nötig, dass wir die letzten sein müssen? Oder besser, dass ich der letzte sein muss? In deinen Kindern, die sich da neben mir halten, und die du geradewegs mit deinem Rock vor mir verbirgst, ist nichts von dem mehr drin, was uns bewegte . . .» Er konnte nicht fortfahren, denn plötzlich begannen die Umstehenden zu singen — und natürlich auch die fünf Nichten und Neffen — es war selbstverständlich, dass sie «Rufst du, mein Vaterland» anstimmten. Und es war ebenso selbstverständlich, dass Franziska mitsang — mit ihrem volltönenden, klaren Alt. Sie

schaute ihn dabei so neckisch, so zutraulich, so spitzbübisch an, dass die ganze fürchterliche Einsamkeit sich in Nichts auflöste und für alle Zeiten dahinschwand. Und sie, die gute Schwester, verflüchtete sich nun nicht etwa, ach nein, sie ging ganz einfach in ihre fünf Kinder über, so wie ein Wassertropfen sich in einem Glase mit den anderen zusammenfindet. Und Peter entdeckte dasselbe Lächeln, das sein Alleinsein so glücklich zerstört, auch auf ihren Lippen — was durchaus keine Täuschung war. «Der Onkel singt, der Onkel singt», jubelten sie alle fünf und fassten ihn rechts und links unter. Und dann marschierten sie mit ihm weiter — fort aus der Abgeschiedenheit Chicagos, mitten hinein in die Familie, die er so lange entbehrt und nun zusammen mit Heimat und Schwester wiedergefunden hatte.

Walter Meier

IM SCHWEISSE DEINES ANGESICHTES SOLLST DU DEINE SARDINEN ESSEN

Sie haben noch nie sündhaft geflucht? Dann haben Sie auch noch nie versucht, eine Sardinenbüchse zu öffnen. Denn hätten Sie das wirklich getan, wäre das Fluchen zur unbedingten Notwendigkeit geworden.

Die Technik ist unglaublich fortgeschritten. Man hat Flugzeuge erfunden, die ohne Piloten fliegen, Roboter, die fast alles können, und tausend andere nette Dinge. Aber eines erfindet man nicht: einen vernünftigen Verschluss an den Sardinenbüchsen. Und dabei sollten die Techniker und Ingenieure doch auch wissen, wieviel Ungemach, Aerger und Verdruss und wie mancher Nervenzusammenbruch und Ehestreit auf das Konto dieser hermetisch abgeschlossenen Fischbehälter gehen.

Das Sardinenbüchsen-Theater wickelt sich in allen Haushaltungen gleich ab: Nachdem der